

# Dr. phil. Luise Zurlinden-Dasen

Autor(en): **E. Z.**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **29 (1924-1925)**

Heft 3

PDF erstellt am: **05.08.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Land gewesen. Da dachte das Mütterchen: So geh ich halt selber. Vor wen sollt' ich mich fürchten? Vielleicht ist ein armer Mensch in Not und ich kam ihm helfen.

Eine flackernde Laterne steuerte langsam durch den Schnee hinaus, den Walde zu. Da änderte das Hundegebell plötzlich seinen Ton. Es frohlockte — es wurde laut, jubelnd. Und dann hob sich die Laterne. — — „Werni! — Prinz!“ Dem alten Mütterchen stand einen Augenblick das Herz still. Lau heulend sprang Prinz an ihm hinauf. Werni öffnete mühsam die Augen: „Grosli!“ Der Schnee glitzerte im Laternenschein. Am Himmel leuchtete ein heller Stern. Es war ja heiliger Abend! — Da fühlte das Mütterchen seine Kräfte plötzlich wachsen. Sein Rücken straffte sich. In seine Augen kam ein wundersames heiliges Leuchten. „Werni, mein Bub!“ stöhnte es, hob ihn auf, bettete ihn in seine Arme und trug ihn davon — stark und ohne zu wanken, als wäre er wieder jung geworden.

Schönere Weihnachten hat kein Mensch je gefeiert, als Werni und seine Grossmutter. Geschenke lagen keine umher. Nur das Bäumchen brannte. Still lag Werni in seinen Kissen und das Grosli strich ihm immer wieder über Haar. Das ganze Zimmer war ertüllt von einer grossen Liebe.

Ja, und der Prinz? Auch er durfte dabei sitzen, er vor allen. Die Grossmutter, die Bauernleute, die Kinder, alle, alle hatten ihn gestreichelt, ihm gute Sachen gebracht und ihn gelobt. Der treue Hund hatte gut verstanden warum Stolz und still sass er an Wernis Bett, legte die Vorderpfote auf die Decke und seine Augen wachten.

---

## † Dr. phil. Luise Zurlinden-Dasen.

(Teilweise nach eigenen Aufzeichnungen der Verstorbenen.)

Am 27. Oktober ist eine bedeutende Persönlichkeit und vortreffliche Lehrerin aus diesem Leben geschieden: Luise Zurlinden-Dasen.

Die nunmehr Verewigte ist den 19. Juni 1861 geboren. In der freundlichen Schöneegg in Wabern bei Bern wuchs sie mit einem jüngeren Bruder in ländlicher Umgebung auf. Andauernde Kränklichkeit des Vaters dämpfte den kindlichen Frohmut und wird zu dem frühzeitigen Ernst ihres Wesens beigetragen haben. Eine neue Welt erschloss sich dem Kinde mit dem längst ersehnten Eintritt in die „Bürgerliche Mädchenschule“ in Bern; der Schulbesuch wurde Luise zur grössten Freude, und bald spielte sie selber Lehrerin mit ihren kleinen Gefährtinnen und ihren Puppen, ja mit Sophakissen. Das Lesen ward ihr zum grossen Genuss, so dass sie die Bücher verschlang; zeichnen konnte sie ganze Sonntage lang, und das Studium der Sprachen bereitete ihr viel Vergnügen. Mit Leib und Seele in der Schule lebend, entwickelte sich die äusserst glücklich veranlagte Schülerin im Laufe der Jahre auf das vorteilhafteste. Nach zehnjährigem Schulbesuch trat sie im Frühling 1877 in das Seminar der Neuen Mädchenschule ein und wurde dank ihrer allseitigen Begabung und der frühen Reife und Tiefe ihres Charakters bald zur besten Schülerin der Klasse, geschätzt von den Lehrern, bewundert von den Mitschülerinnen. Obwohl sie während des ganzen ersten Winters durch das Gebot des Arztes wegen Ueberanstrengung vom Schulunterricht ausgeschlossen und in Haus und Küche versetzt worden war, und obgleich sie im folgenden Sommer, an einem epidemischen Fieber schwer

erkrankt, monatelang die Schule meiden musste, bestand sie doch im Frühling 1879 das Primarlehrerinnenexamen auf das beste.

Nach zwei Wochen schon bot sich der eifrigen jungen Lehrerin ein Wirkungsfeld durch den Ruf an ein Institut in Nogent s. Marne bei Paris, dem sie freudig folgte. Sie hatte dort den Deutsch- und Klavierunterricht zu erteilen. Wohl wurde ihr anfangs in dem klosterähnlichen Gebäude mit den kahlen Schulzimmern etwas bänglich zu Mute, und die immer wieder missglückten Tonleitern ihrer kleinen Schülerinnen beleidigten ihr feines Ohr; doch bald gewöhnte sie sich an das streng geregelte Anstaltsleben, gewann die Zuneigung ihrer Zöglinge und schloss sich an die beiden Vorsteherinnen an, mit denen sie mit der Zeit eine innige Freundschaft verband, die bis an ihr Lebensende reichte. In den langen Sommerferien wurde sie mit Paris und seinen Gemäldegalerien und Museen bekannt gemacht, und mit Staunen hing ihr schönheitsdurstiges Auge an Bildern und Statuen, versenkte sich ihr Geist in ferne Zeiten, von denen die Steine sprachen.

Fast zu bald wurde ihrem Leben wieder eine neue Richtung gegeben durch einen Brief aus der Heimat, der von einer Stelle als Leiterin des neuzugründenden Lehrerinnenseminars in Serres, im fernen Macedonien, handelte und dem Herr Dr. Maroulis, der geistvolle, hoch begabte Gründer der dortigen Schulanstalten, auf dem Fusse folgte. Sollte der Orient, der märchenhafte, farbenprächtige, sie nicht locken, die Aussicht, dort schöpferische, bahnbrechende Arbeit zu leisten, sie nicht begeistern? So entschloss sie sich rasch zur Annahme der Stelle, und nach kurzem Aufenthalt in der Heimat begab sich die Achtzehnjährige im Herbst 1879 mutig allein auf die weite Reise. Das Rhonetal mit seinen Felsrücken und Ruinen und Kirchen entzückte sie, und höher schlug ihr Herz in Marseille beim Anblick des herrlichen, blauen Mittelmeeres. Als ihr Schiff die Anker lichtete, blickte sie noch lange zur goldig strahlenden Himmelskönigin der Notre-Dame de la Garde empor, zu welcher die Schiffer vor jeder Fahrt hinaufpilgern, um ihren Schutz zu erflehen. In Genua und Neapel war kurzer Aufenthalt, und unvergessliche Eindrücke nahm sie davon mit. Kaum ausser Sicht der italienischen Küste erhob sich ein Sturm; das Schiff schwankte heftig, die grossen Segel wurden fortgerissen, und das Wasser strömte durch die geschlossenen Kajütentüren hinein. Die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch hielt das schwere Wetter an; wie glücklich war Luise, als es überstanden war und sie in den Hafen von Piräus einfahren konnten. Von Athen, der modernen Stadt, war sie enttäuscht, doch von der Akropolis, wo der Geist einer hehren Vergangenheit durch die stille Grösse und edle Schönheit der Tempelruinen weht, konnte sie sich nicht leicht trennen. Wieder hiess es, sich den Wellen anvertrauen, und am 12. Tage der Seereise war Saloniki, das biblische Thessalonich, erreicht. Hier konnte Luise den ersten Blick in den Orient tun: Niedere Häuser, flache Dächer, Kuppeln und Minarets, dazwischen hochragende Zypressen, buntes Völkergewirr in malerischer Kleidung, verschleierte Frauen, der Lärm und das Getriebe des Basars. Nun folgte der beschwerlichste Teil der Reise, der zweitägige Ritt über das Gebirge, um vom Tale des Wardar in das Tal des Strymon und somit nach Serres zu gelangen, und auch der tapferen Luise wurde es etwas unheimlich zu Mute, als sie hoch zu Ross in der Begleitung von zwei türkischen Soldaten und zwei bulgarischen Führern, alle zu Pferd und bewaffnet, auszog, und dieses Gefühl steigerte sich noch, als sie in der darauffolgenden Nacht in einer elenden Herberge in düsterem, fensterlosem



Raum auf ihrer Strohmatte lag; doch siehe, da blinkten durch ein Loch in der Mauer so heimatlich und vertraut die Sterne der Kassiopeia, und getröstet schief sie ein. Anmutige, an biblische Gestalten gemahnende Bilder erfreuten sie während des zehnstündigen Rittes am nächsten Tage: Frauen, die sich, die Wasserkrüge auf den Köpfen tragend, den Zisternen nahten wie einst Rebekka, ein Hirt mit der langen, sorgsam geleiteten Reihe seiner Schafe, die er zu grüner Weide und frischem Wasser führte, eine Karawane von mit Baumwolle beladenen Maultieren. Dann galt es noch, in grossen Barken auf den Pferden über den hochangeschwollenen Fluss zu setzen, und bald nachher zog Luise mit ihren Begleitern in Serres, dem Philippi der Bibel, ein.

Hier hatte sie nun die beste Gelegenheit, ihre junge Kraft zu erproben, und wahrlich, grosse Anforderungen wurden an sie gestellt. Nicht nur waren die Mädchenschule mit achtzig Schülerinnen und der Kindergarten mit vierzig Kleinen ihr unterstellt und stand sie dem Lehrerinnenseminar mit sechzehn Internen und einigen Externen vor, auch den Haushalt hatte sie zu leiten und zudem noch Schneiderin und Modistin zu spielen, da neben den Schulstunden für wohlhabende Frauen gearbeitet wurde, um der Kasse dieser privaten Schule Einnahmen zuzuführen. Diese letzteren Beschäftigungen bereiteten ihr mehr Schwierigkeiten als die übrige Lehrtätigkeit. Dazu die so primitiven äusseren Verhältnisse: Nirgends in der Stadt eine Uhr, so dass die Kinder zu ganz verschiedenen Zeiten in der Schule eintrafen, im Schulzimmer grosse Löcher im Fussboden, zerbrochene Fensterscheiben, vom beschädigten Dach gelegentlich auf das Pult heruntertropfendes Regenwasser, trotz empfindlicher Kälte weder Oefen noch Kamine, nur ein Becken mit glühenden Kohlen in der Mitte des Zimmers, sehr einfache Nahrung. Doch wie tief fühlte Luise mit diesem griechischen Volke, das trotz der Fruchtbarkeit des Landes, unter dem Joch der Türken schmachtend, zu keinem Wohlstand gelangen konnte und in dumpfer Gleichgültigkeit dahinlebte, wie liebte sie ihre jungen, intelligenten Griechinnen, die abends mit ihr um das Kohlenfeuer sassen, ihre melancholischen Volksweisen sangen und Märchen erzählten, und denen sie ihre Sprache bald ablauschte. Die Fasten wurden strenge innegehalten, um nicht Anstoss zu geben und um die künftigen Volksbildnerinnen an ein entbehrungsreiches Leben zu gewöhnen. Interessant und erhebend waren die Weihnachts- und besonders die Osterfeierlichkeiten in der griechisch-orthodoxen Kirche, der die Schülerinnen und auch Dr. Maroulis angehörten. Besonders ergriffen war Luise durch die Persönlichkeit von Dr. Maroulis selbst, dieses Idealisten, der „Sichverzehren im Dienste seiner Nation“ zu seinem Wahlspruch gemacht hatte, der an eine Wiederbelebung der griechischen Kirche von Innen heraus glaubte und zu diesem Zwecke die Volksbildung auf eine christlich-religiöse Grundlage stellen wollte. Wenn er seiner Schulgemeinde an Sonntagen die Perikopen auslegte, hatte er etwas vom Propheten und Apostel an sich, so dass Luise sich in die Zeiten der ersten Christen zurückversetzt fühlte, und es ist nicht zu verwundern, dass diese Jahre in Serres einen bestimmenden Einfluss auf ihr eigenes religiöses Leben ausübten.

Mehr und mehr lebte sie sich in ihre oft übergrosse Arbeit ein und durchlebte mit ihren Mädchen Freude und Leid, wie jeder Tag sie brachte, und auch die Tage der Angst, als Räuberhorden die Stadt bedrohten und Dr. Maroulis in ihre Gefangenschaft geriet, aus der er sich übrigens bald wieder durch Bezahlung eines Lösegeldes freimachen konnte.

Nach zwei Jahren eifrigen und erfolgreichen Wirkens wurde Luise durch einen Brief ihres früheren Seminarschuldirektors, der ihr die Leitung der beiden obersten Klassen der Neuen Mädchenschule in Bern anvertrauen wollte, in einen schweren Zwiespalt versetzt. Sie konnte sich fast nicht darein finden, ihre jetzige Arbeit aufzugeben, und doch schien es ihr, sie sollte dem Ruf in die Heimat, der von ihren Eltern lebhaft unterstützt wurde, folgen, um dann später, reifer und mit mehr positiven Kenntnissen ausgerüstet, auf ihren Posten zurückkehren und ihre Tätigkeit in Serres wieder aufnehmen zu können. Es sollte nicht mehr dazu kommen; denn auf ein anderes Arbeitsfeld, wozu ihr die Jahre in Serres als Vorstufe dienten, wurde sie später berufen. Somit wandte sie sich, nachdem sie bewegten Herzens Abschied genommen hatte, im Herbst 1881 wieder heimwärts und traf nach glücklich überstandener Reise über Land und Meer wohlbehalten in der Vaterstadt ein.

Es fiel Luise anfangs nicht leicht, sich wieder an Leben und Schule in der alten Heimat anzugewöhnen, und ihre so begeisterungsfähigen und so begierig das Neue aufnehmenden Griechinnen und Bulgarinnen fehlten ihr noch lange Zeit. Bald gesellte sich zu den Schulpflichten die Vorbereitung auf das Sekundarexamen, und sie musste ihre Kraft auf das Höchste anspannen, um dieser doppelten Aufgabe gerecht zu werden, hatte sie doch wöchentlich 59 Stunden allein mit Unterricht und Vorlesungen an der Hochschule belegt. Wie glücklich mag sie gewesen sein, als im Frühling 1883 das Ziel erreicht war und sie ruhiger der Schule leben konnte!

Schon nach einigen Jahren sollte ihr Lebensschiff neuerdings seinen Kurs gänzlich ändern. Die grosse Frage trat an sie heran, ob sie Herrn Zurlinden die Hand reichen und mit ihm in Afrika im Dienste der Mission arbeiten wolle, und freudig entschloss sie sich, ihre Kraft und ihr Leben in den Dienst dieser grossen Aufgabe zu stellen und trat mit dem geliebten Manne im Anfang des Jahres 1886 die Reise in die weite Ferne an. Nach beschwerlicher Ueberfahrt war das Ziel, Keta an der Goldküste, erreicht, und in dem dortigen Missionshause, im Schatten der Palmen und mit dem Blick über den flachen Strand hinweg auf das weite Meer, begann nun für Luise bei den Ewe-Negern ein neues, eigenartiges Leben. Ihr Mann überwachte die Missionsschule, an der von schwarzen Lehrern Unterricht erteilt wurde, besorgte das Geschäftliche, hatte die Apotheke unter sich, behandelte die zahlreich sich einfindenden Kranken und hielt auch Gottesdienst ab. Ueberall war Luise seine rechte Hand, ganz besonders bei der Pflege der Kranken. Da kamen sie mit ihren schlimmen, offenen Wunden, und es galt, den Kampf gegen Unreinlichkeit und Gleichgültigkeit aufzunehmen, sie zu waschen, zu verbinden, ihnen eine stärkende Arznei zu verabfolgen, sie zu trösten. In der Schule gab Luise den Gesangunterricht und machte dabei die Erfahrung, dass die Neger zwar einen gewissen Musiksinn haben, aber mit Mühe europäische Lieder lernen. Im Handarbeitsunterricht der Mädchen, an dem sich Luise auch beteiligte, musste beständig gegen die Trägheit der kleinen Schwarzen angekämpft werden. So war ihre Tätigkeit eine vielseitige, und es war ein reiches Leben, in das sie hineingestellt war. Als ihr dann ein Söhnlein geboren wurde, war das Glück gross. Weihnachten gestaltete sich zu einem schönen Fest unter dem strahlenden Lichterbaum zuerst in der eigenen Gemeinde, am folgenden Tage nach lieblicher Fahrt über die stille Lagune in einer kleinen benachbarten Christengemeinde. Es war das letzte Weihnachtsfest, das ihr lieber Mann erlebte; wie so viele andere im dunklen Erdteil, sollte auch er ein Opfer seines Berufes



werden. Im Herbst 1887 wurde ihr der herbe Schmerz auferlegt, ihn nach ganz kurzer, fieberhafter Erkrankung zu verlieren. So war Luise nach 1½-jähriger Ehe schon Witwe geworden und stand nun allein mit dem kleinen Hans. Auch jetzt, in dieser so überaus schweren Zeit ihres Lebens, verzagte sie nicht. Im Februar des folgenden Jahres sagte sie sich los von der ihr lieb gewordenen Arbeit in Keta und trat die Rückreise an. Diese sollte sich recht mühsam gestalten, da Luise nicht nur ihr eigenes Knäblein zu pflegen, sondern auch noch für ein anderes, nur wenige Monate zählendes Missionskind, das ihr anvertraut war, zu sorgen hatte. Nach gefährlichen Stürmen langte sie in Bremen und bald darauf im Vaterhause in Bern an, wo sie ihrem zweiten Kind, einem Töchterlein, das Leben gab.

Nun galt es, die Existenz wieder neu aufzubauen. Schon ein Jahr nach ihrer Rückkunft, am 1. Mai 1889, eröffnete Luise mit zwölf Schülerinnen und einem Schüler an der Wallgasse eine Privatschule. Eigentlich hatte sie eine Frauenschule gründen wollen, doch dazu sollte es nicht kommen. Im gleichen Jahre noch musste sie eine zweite Arbeitskraft anstellen, und nach drei Jahren besuchten schon 40 Kinder ihre Schule. Ueber das, was sie mit derselben wollte, setzt sie sich am Ende ihrer Schultätigkeit in einem „kurzen Rückblick“ folgendermassen auseinander: „Kinder, die aus irgendeinem Grunde in den Rahmen der öffentlichen, grossen Schule nicht passten, sollten ihren Kräften und Anlagen und ihrer Eigenart entsprechend geleitet, unterrichtet und gefördert werden, und dabei lag mir eines besonders am Herzen: Gott hat in jeden Menschen etwas ganz Wunderbares gelegt, eine Lichtquelle, die Gutes und Böses beleuchtet und den Willen entzündet, das zu tun, was als gut, als unsere Pflicht erkannt worden ist. Für die Schule bedeutet das tüchtig und freudig zu arbeiten, jedes nach seinen Gaben, nicht um das beste Zeugnis zu ergattern, sondern um die ihm bestmögliche Leistung durch ehrliche und gewissenhafte Arbeit hervorzubringen. Genial kann nicht jedes sein, aber treu seine Pflicht erfüllen kann ein jedes. Das Licht in uns leuchtet nicht nur, es wärmt auch; das ist die Liebe. Sie nimmt der Pflicht den herben Beigeschmack des „Soll“ und des „Muss“ und glättet ihre Härten. Von Gott ist sie und sie führt zu Gott, und wenn sie das Pflichtbewusstsein durchglüht, dann erwacht der Entschluss, aus seinem Leben etwas Rechtes, Tüchtiges, ja, das Beste zu machen. Das ist Pflicht sich selber gegenüber. Sein Leben dann auszuwirken im Dienste der Mitmenschen und dadurch im Dienste Gottes ist unsere Bestimmung und zugleich unser höchstes Glück.“ Aus einer solchen Anschauungsweise hervorgegangen, musste ihre Schule notwendig zum Segen werden. Mehr und mehr dehnte sie sich im Laufe der Jahre aus, neue Lehrkräfte mussten beigezogen werden, und bald umfasste die Anstalt alle Klassen der Primar- und Sekundarstufe, ja schliesslich wurde ihr sogar noch eine Oberklasse angegliedert, deren Schülerinnen sich dort auch für die Matura vorbereiten konnten. Dass ihre eigene Tochter ihr später als tüchtige Lehrerin zur Seite stand, war Luise eine rechte Herzensfreude. Die Leistungen der Schule wurden allgemein als vorzüglich anerkannt, und gern übergaben sorgliche Eltern ihre Kinder der Obhut der hochgeschätzten Pädagogin.

Mit aufmerksamem Auge verfolgte Luise alle neuen Erscheinungen und Bestrebungen im Reich des Erziehungswesens, sorgfältig das Gute auswählend, um es in ihrer Schule anzuwenden. Luise erteilte hauptsächlich den Unterricht in Deutsch, Geschichte, Kunstgeschichte und Religion in den oberen Klassen, nahm aber auch gern am Unterricht der Kleinen teil, verstand es, den Gesangunter-

richt zu geben und mit Leichtigkeit an der Wandtafel vorzuzeichnen. Von der Wallgasse war Luise mit ihrer Schule in das eigene stattliche Heim an der Effingerstrasse übergesiedelt, wo dem Turnen doppelte Aufmerksamkeit geschenkt werden konnte. Luise war nicht nur bestrebt, ihren Schülerinnen solide Kenntnisse zu vermitteln, sondern es lag ihr vor allem daran, sie fest zu gründen in wahrer Bildung, die stets an sich selbst arbeitet, sie zu wahrhaften, pflichtgetreuen Persönlichkeiten zu erziehen und ihnen die Augen zu öffnen für die Not des Nächsten.

Die eigene Weiterbildung war für sie etwas ganz Selbstverständliches, trotzdem kam sie sich mit der Zeit „ausgepresst wie eine Zitrone“ vor, wie sie einmal schrieb; aus diesem Gefühl heraus nahm sie ihre Studien an der Berner Hochschule wieder auf und bereitete sich in der Folge neben der ganzen, anstrengenden Schularbeit auf das Doktorexamen vor, das sie im Jahre 1907 *summa cum laude* bestand. Die Erfüllung dieser Doppelaufgabe war allerdings nur bei unermüdlichstem Fleiss und durch übermässige Anspannung des Willens möglich. Die Früchte ihres Studiums kamen ihren Schülerinnen zu gut, und unter ernster, tüchtiger Arbeit verstrichen die weiteren Jahre.

Auch das Festefeiern mit ihrer Schülerinnenschar verstand sie ausgezeichnet und nahm mit Freuden teil an den Weihnachts- und Geburtstagsfeiern und Schulreisen; sie anerkannte den berechtigten Anspruch der Jugend an Fröhlichkeit und suchte diese in richtige Bahnen zu lenken.

Mit liebevollem Verständnis und reger Anteilnahme folgte sie den Lebenswegen ihrer früheren Schülerinnen, was diese dankbar anerkennen.

Ein lebhafter Briefwechsel verband sie nicht nur mit ihren nächsten Angehörigen, sondern auch mit ihren Freundinnen und ehemaligen Schülerinnen; alle, die sich dieser eingehenden, interessanten und gemütvollen Briefe erfreuten, werden dieselben in Zukunft schmerzlich vermissen.

Längere Zeit gehörte Luise auch der Redaktion der „Schweizerischen Lehrerinnen-Zeitung“ an, für welche sie wertvolle Beiträge lieferte.

Viele Jahre hindurch wohnte Luise im Pelikan, dem grossen Haus an der Aare unten mit dem freundlichen Blick über den Fluss auf den grünen Altenberg. Hier wuchsen ihre Kinder auf und daneben noch ein Pflegesohn und Pensionäre, deren Erziehung sie sich ebenso angelegen sein liess wie diejenige der eigenen Kinder; hier schaltete und waltete die Dienerin, die ihr Jahrzehnte lang zur Seite stand, hier fanden sich so gern Gäste von nah und fern ein, die sich in dem trauten Heim, sei es zur Seite des gemütlichen Kachelofens oder draussen auf der Terrasse beim Rauschen der Aare so wohl fühlten und an Luisens Güte sonnten. Später wurde dann auch die Wohnung in das Schulhaus an der Effingerstrasse verlegt.

Den sozialen Fragen brachte Luise sehr viel Verständnis entgegen und arbeitete unter anderem lange Zeit in der Sozialen Käuferliga, im Verein der Freundinnen junger Mädchen und bei der Veranstaltung der Mütterabende mit, in dem Bestreben, das Ihrige zur Herbeiführung besserer Zustände zu tun. Auch der Frauenfrage wandte sie ihr volles Interesse zu.

Leider stellte sich mit der Zeit bei Luise ein Augenübel ein, das verschiedene Operationen nötig machte und Befürchtungen für die Zukunft erweckte; überhaupt liess ihr Gesundheitszustand zu wünschen übrig. Mit gewohnter Energie hielt sie sich aber aufrecht, blieb bei ihrer Arbeit und reiste häufig nach Deutschland zu ihren dort verheirateten Kindern oder bereitete Kindern



und Enkeln sonnige Ferienwochen auf dem schönen Beatenberg. Im Frühling 1923 aber musste sie, durch die Verschlimmerung ihres Augenleidens veranlasst, den für sie so schweren Entschluss fassen, ihre geliebte Schule in andere Hände zu übergeben. Nachdem dies geschehen war, erhielt ihr Leben bald wieder einen vollen Inhalt. Sie freute sich, dass lernbegierige Schülerinnen sich einfanden, denen sie auch fernerhin aus dem reichen Schatze ihres Wissens und ihrer Erfahrung mitteilen konnte. Alleinstehende, Ratlose, Hilfesuchende stellten sich mehr denn je in ihrem gastlichen Hause ein, und mit liebevoller Teilnahme ging sie auf die Anliegen eines jeden ein, bemüht, zu lindern, zu bessern, zu helfen. Wie ihr ganzes Leben hindurch, so wollte sie auch jetzt noch und immer mehr „reifen, dienen, lieben“.

Im Frühling des laufenden Jahres erfreute sie sich noch in Italien an Kunst und Natur, und im Sommer brachte sie mehrere Wochen mit den geliebten Enkeln auf der Nordsee-Insel Spiekeroog zu, dann sollte sich ihr Leben seinem Ende zuwenden. Nachdem sie noch mit guten Freunden einen von milder Herbstsonne verklärten Sonntag in Aeschi droben von Herzen genossen hatte, stellten sich bald darauf, am 25. Oktober, Anzeichen ernster Erkrankung ein, doch auch an diesem Tage noch gab sie in gewohnter Weise Unterricht. Es sollte zum letzten Mal sein; sich wiederholende Blutstürze nötigten sie zu vollständiger Ruhe, und so verbrachte sie still und ergeben, gepflegt von der treuen Dienerin, ihre beiden letzten Lebenstage. Am Abend des 27. Oktober verschied sie sanft. So wurde der Wunsch erfüllt, den sie vor Jahren schon ausgesprochen hatte: „Auch ich möchte einst schnell heimgehen können und noch bei Kraft.“ Reicher Blumenschmuck, von der Hand dankbarer Schülerinnen gespendet, begleitete sie auf ihrer letzten Fahrt; Herr Pfarrer Amsler, der sie gut gekannt hatte, schilderte in der Burgerkapelle in tiefempfundener Weise ihren Lebensgang und ihre Persönlichkeit unter Zugrundelegung des von ihr selbst erwählten Spruches „Dennoch bleibe ich stets an Dir“; ergreifend ertönten das schon im Seminar so gern gesungene Lied „Ich hab von ferne, Herr, Deinen Thron erblickt“ und weihevoll Violinspiel, und nun ruht, was sterblich an ihr war, draussen im Kiefern Schatten auf dem Bremgartenfriedhof.

Ein reiches, fruchtbares Leben hat seinen Abschluss gefunden, reich an hohen Gaben des Geistes, reich an Willenskraft, reicher noch an Herzensgüte, Selbstlosigkeit und Aufopferung, wurzelnd in inniger Frömmigkeit, von der die Verewigte wenig Worte machte, die aber ihr ganzes Wesen durchdrang. Ihr Andenken wird im Segen bleiben. E. Z.

---

## Sitzung des Zentralvorstandes

Samstag und Sonntag den 15. und 16. November 1924, im Lehrerinnenheim in Bern.

(Protokollauszug.)

Anwesend sind alle Mitglieder des Zentralvorstandes.

1. Vom deutschen Lehrerinnenverein ist eine Einladung an uns ergangen, zu seiner Generalversammlung, die an Pfingsten in Leipzig oder Dresden stattfinden wird, Delegierte zu schicken. - Diese sollen durch eines oder mehrere Referate Aufschluss geben über die Verhältnisse der Mädchenschulen in der Schweiz. Es wird beschlossen, die Einladung anzunehmen.